

Mit Ricarda Huch die Kurve gekriegt

Karin Tantow-Jungs Buch über die Geschichte des Wilhelm-Raabe-Preises

Von Martin Jasper

Ausgerechnet Wilhelm Raabe. Dieser ironische Kauz ohne Großmannsucht und Germanenstolz. Dass der im „Dritten Reich“ als Namenspatron eines Preises für Blut- und Bodenliteratur herhalten musste, dass er als „Retter aus der geistigen Krise Deutschlands“ oder „Hüter des deutschen Inbildes“ im Sinne des Nationalsozialismus verehrt wurde, mutet schon wunderbar an.

Es war aber so. Jedenfalls wurde der Wilhelm-Raabe-Preis bald nach seiner Gründung 1932 für das Regime funktionalisiert – als „Volkspreis für deutsche Dichtung“. Niemand kennt mehr die Namen der braunen Preisträger. Niemand außer Karin Tantow-Jung natürlich.

In ihrem Buch „Sieh nach den Sternen, gib acht auf die Gassen“ über die Geschichte des Wilhelm-Raabe-Preises hat sie die völkisch-propagandistischen Literaten wie Otfried Graf Finckenstein oder Joseph Georg Oberkofler ausfindig gemacht und sogar ihre Werke charakterisiert – Autoren, die heute zu Recht keine Literaturgeschichte mehr erwähnt.

In dem sauber recherchierten, faktenreichen und gut lesbaren Buch kennzeichnet Karin Tantow-Jung das Jahr 1944 als den Wendepunkt, der den Raabe-Preis als rein städtische Auszeichnung zukunftsfähig gemacht hat: Die Abkoppelung vom „Volkspreis“, die Vergabe an die regimiekritische Braunschweigerin Ricarda Huch.

Nach dem Krieg also der „eigentliche“ Raabe-Preis: Die Autorin rekapituliert das Zustandekommen von Jury-Entscheidungen ebenso wie die regionale und überregionale Resonanz darauf, stellt die Autoren kurz



1981 wird Hermann Lenz (rechts) von Oberbürgermeister Glogowski geehrt.

vor und skizziert summarisch, aber treffend die ausgezeichneten Werke. So vermittelt sie vor allem in zeitgenössischen Zitaten auch einen Hauch früh-bundesrepublikanischen Zeitgeistes. Etwa bei den Fehlgriffen, diesen politisch kontaminierten Preis ausgerechnet den Nazi-nahen Dichtern Ina Seidel (1949) und Gerd Gaiser (1960) zu geben. Piefig muten von heute aus betrachtet die Anwürfe an den jungen Schweizer Max Frisch 1954 an.

Es gibt wenig überraschende Verleihungen, aber doch mutige. Wie 1975 für die unvollendeten „Jahrestage“ des sperrigen und vom Alkohol schwer gezeichneten Uwe Johnson (dessen Namen übrigens heute noch gestandenen Kulturdezernenten fälschlich auf englische Weise aussprechen).

Man erfährt, wie die politische Spannung im geteilten Deutschland sogar diese städtische Preisvergabe ergriff, als 1972 die DDR-Autorin Christa Wolf und der Dissident Walter Kempowski gemeinsam geehrt werden sollten. Sie lehnte ab.

Tantow-Jungs Ton bleibt stets wissenschaftlich neutral – außer in der Forderung nach mehr als den bisherigen drei Frauen auf der Preisträgerliste. Zu monieren sind allenfalls Details (die Personen in Doderers „Strudelhofstiege“ treffen sich nicht beim Bau derselben. Reich-Ranicki war nie Feuilleton-Chef).

Die Mischung aus thematischer und chronologischer Gliederung leuchtet nicht durchgängig ein. Die Querelen über die Vergaberichtlinien lesen sich zuweilen etwas zäh – bilden aber, wie wir wissen, ein zentrales Problem dieses Preises bis heute. Auch der Streit darum, ob man Arrivierte ehren oder auf Nachwuchs setzen soll, der anhand von Hermann Hesses Auszeichnung 1950 nachgezeichnet wird, ist aktuell wie eh und je. So bereitet das Buch der heutigen Debatte über Sinn und Ziel des Preises den notwendigen Hintergrund.

Karin Tantow-Jung: „Sieh nach den Sternen...“ Joh.-Heinr.-Meyer-Verlag, 111 Seiten 12,80 Euro.